

24.

Streben nach äußerer Schönheit.

Sirach 41, 22.

Gott schmücket seine weite Erde
Mit neuer Schönheit jedes Jahr,
Daß sie der Freude Schauplatz werde
Für seine Menschen immerdar.
Thal, Hain und Flur ruft uns entgegen:
Gott liebt die Menschen, die er schuf;
Genießt, genießt des Vaters Segen,
Dies ist der Sterblichen Beruf!

Folgt diesem Ruf und nehmt die Freude
Mit frohem Sinn, die Gott euch bent;
Freut euch, so oft im Blumenkleide
Sich rings um euch die Flur erneut;
So oft im Sommer reicher Aehren
Goldschimmer euch entgegenblinkt;
So oft im Herbst aus traubenschweren
Weinbügeln Gottes Segen winkt.

Und, Töchter Gottes, Gottes Söhne,
Schönheit ist seines Segens Kleid!
Zum Guten fügt auch ihr das Schöne,
Zum Nützlichen die Lieblichkeit!
Wie Gott sich selbst im Staub verkläret
Durch Wunderreize hoher Pracht,
So werd' auch, wenn's gleich flüchtig währet,
Dem Schönen gern ein Wunsch gebracht.

Oft haben christlich-fromme Eiferer, welche in der Verschmähung alles Irdischen zu weit gingen, nicht nur Jeden getadelt, der entweder seinem Körper ein gefälligeres Ansehen zu geben bemüht war, oder überhaupt Wohlgefallen an dem äußerte, was reizend für die äußern Sinne erscheint, sondern selbst die Werke solcher Künstler als unanständig, thöricht, zeitverschwendend verachtet,

welche durch Verzierung unserer Wohnungen, durch Erfindung neuen Schmucks, oder auf irgend eine andere Weise das Vergnügen der Sterblichen für die kurze Frist ihres Daseins durch Nachahmungen der schönen Natur erhöhten.

Noch jetzt fehlt es nicht an solchen überspannten, wenn gleich wohlmeinenden Eiferern, die jeden äußern Schmuck sogleich als Eitelkeit verdammen, und die Schöpfungen der Malerei, der Bildhauerei, der Dichter, der Tonkünstler, der Schauspielkunst, der Gärtnerei u. s. w. als unnütze, ja wohl gar als schädliche Beschäftigungen für die menschliche Gesellschaft, und besonders für Christen, ansehen wollen. Sie erkennen darin sogleich Sittenverderbniß, Heppigkeit, Wollust, Sinnlichkeit, Weltlust.

Wie? ist das Wohlgefallen am Schönen in der That ein tadelnswürdiger Hang des christlichen Gemüths: warum gab mir Gott diesen Sinn für die Schönheit, den ich verdammen soll? — Ist die Darstellung sinnlicher Vollkommenheit etwas Verächtliches: warum schmückte die Hand des allweisen Schöpfers selbst jedes seiner Werke auf die bewundernswürdigste Weise? — Das Thier hat keine Erkenntniß des Schönen, es möge sich in der menschlichen Kunst oder in der Natur befinden. Nur der Mensch erkennt es, empfindet es, und seine Brust wird, bei Wahrnehmung desselben, mit höherm Vergnügen erfüllt. Ist dies nicht ein Vorzug, welchen die Allmacht und Liebe des ewigen Vaters den Sterblichen gab?

Warum entzückt mich die Pracht des Sommers so tief? Warum begeistern mich jene Morgenröthen über den Hügeln? Warum durchschauert mich eine heilige Sonne, wenn die untergehende Sonne einen glänzenden Purpur durch die Zweige der Wälder regnet? Warum stehe ich mit unaussprechlicher Lust betrachtend vor den Blumenbeeten des Gartens, und ergöze mich an dem zarten Schmelz mannigfaltiger Farben der Blumen? Warum

gehe ich sehnsuchtsvoll vom bunten Schimmer der Tulipanen zum silbernen Schneeglanz der erhabenen Lilie, oder zum wundersamen Roth der duftigen Rose, verhüllt im grünen Sammet ihrer Zweige?

Nein, nicht vergebens bekleidete die Allmachthand des Schöpfers alle seine Werke mit hoher Schönheit! Nicht vergebens suchte er mein Auge durch die Pracht der auserlesensten Farben zu fesseln, mit denen er das Größte und Kleinste, den blauen Himmelsbogen mit goldenen Sternen, wie den flatternden Schmetterling mit den zierlichen Flügeln, überstreute. Nicht vergebens verbarg er im Kelch der Blüthen die wunderbarsten Wohlgerüche, welche sie im Hauch der Lüfte ergießen. Nicht vergebens gab er den Vögeln des Waldes die Kehlen voll lieblichen Gesanges, mit welchen sie die Morgen und Nächte begrüßen, und bald Wehmuth, bald Heiterkeit in mein Herz tragen.

Und ist es mir gestattet, das Reizende zu empfinden, welches die Erscheinungen der Natur so anziehend macht: warum soll ich es verachten, wenn es die Geschicklichkeit des Menschen verehrend nachbildet? Da wir im Irdischen doch nie des Irdischen entbehren können: warum soll ich in dasjenige, was meine Hand Irdisches zusammenbauet, nicht auch den Zauber des Schönen hineinbringen, welchen ich, Gott nachahmend, aus seinem eigenen Wirken kennen lernte?

Wie Tugend die Krone des unsterblichen Geistes, so ist Schönheit die Krone des Irdischen. Sie ist's, in welchem sich gleichsam das Irdische verklärt, und in eine geistige Natur übergeht. Ja, sie ist selbst, wenn ich sie näher beobachte, ein Bund von Tugenden, die ich, auch als Christ, zu ehren Pflicht fühle. Denn es gibt keine Schönheit, in der ich nicht Einsalt, Klarheit, Ordnung, Uebereinstimmung aller Theile zum Ganzen, Reinheit, Natürlichkeit, Adel und Lieblichkeit finde und verehere. Es scheint,

daß ich nur darum etwas anmuthig finde, weil es gleichsam sinnlich irgend eine Tugend des Gemüths ausspricht.

Ja, den Sinn für das Schöne gab uns Gott; ohne diesen Sinn hätten wir den Schöpfer in seiner eigenen Schöpfung nicht verstanden; ohne diesen Sinn würden wir, gleich den Thieren des Waldes, noch in Wüsten leben, in Höhlen wohnen, in stinkenden Fellen einherwandeln, und uns nicht zur würdigern Anbetung Gottes erhoben haben.

Bei allen rohen Völkern, wenn sie sich aus ihrem fast thierischen Zustand hervorreißen wollen, erwacht zuerst der Sinn des Schönen. Ihr Gefühl für Reinlichkeit und Ordnung, für das Edle und Erhabene wird deutlicher. Sie geben Ihren Geräthschaften angenehme Gestalten, ihren Wohnungen Zierrathen, ihren Kleidern ausgewähltere Farben und Stoffe. Ihr rohes Jauchzen verwandelt sich unwillkürlich in Wohl laut des Gesanges, ihr freudiges Hüpfen in ordnungsreichen Tanz, in welchem sie die Empfindung ihrer Seele malen. Sie bereichern ihre Sprachen mit den schönsten Bildern der Natur, und werden Dichter, deren Gesänge von Kindern zu Kindern vererben. Sie singen die edelsten Gefühle des Herzens, die Freuden des Lebens, die Thaten der Vorwelt, und begeistern sich zur Nachahmung der Tugenden großer Sterblichen.

So ward die Schönheit eine Mutter der Sittlichkeit, eine Verherrlicherin der Religion. Sie half dem Menschen erst zur Menschlichkeit empor, indem sie ihn von der untern gefühllosen thierischen Stufe losmachte.

Es sei uns denn das Schöne ehrwürdig, wir mögen es in der Pracht der Gotteswerke, oder in der Lieblichkeit menschlicher Kunst entdecken. Wenn das Kind im Ganzen noch mehr thierisch ist in seinen Neigungen und Begierden: so ist es schon erhabener, menschlicher, wenn sich edlere Empfindungen in ihm entwickeln im Alter des Jünglings und der Jungfrau. Da ist's, wo der

Sinn des Schönen erwacht, wie der volle Reiz des Jahrs in dessen Frühling. Darum tadeln wir nicht den Jüngling, wenn er die rohen Spiele des Knabenalters meidet, und durch höhern Anstand gefällig zu werden sucht. Daher tadeln wir nicht die aufblühende Jungfrau, wenn sie ihre natürlichen Reize durch sorgsamere Bekleidung und geschmackvoll gewählten Schmuck zu heben bemüht ist. — Darum verachten wir nicht den Künstler, welcher unsere Wohnungen zu verschönern weiß, oder durch den Wohlklang des Gesanges unsere Empfindungen belebt; nicht den Maler, welcher den Farbenglanz der Schöpfung, nicht den Bildhauer, welcher die edeln Formen der Natur nachzaubert; nicht den Dichter, welcher in schönen Bildern der Sprache das Leben des Gemüths darstellt, oder den sinnvollen Schauspieler, der die Leidenschaften, Thorheiten und Größe der Menschheit täuschend vor unser Auge bringt. — Gedenkt die heilige Schrift nicht ruhmvoll Jubals, des Erfinders der Musik, Tubalkains, des Meisters in allerlei Erz- und Eisenwerken; nicht der Tänze Davids; nicht der salomonischen Prachtgebäude? Wird nicht von Lukas der Evangelisten behauptet, er sei ein Maler gewesen? Wirkte Paulus, der Apostel, nicht Teppiche mit kunstvoller Hand?

So ist denn das Streben nach äußerer Schönheit, und die Übung derjenigen Künste, welche sie zum Zweck haben allerdings nichts weniger als verächtlich oder gar verdammenwürdig, sondern löblich und ehrwürdig. So ist es Ungerechtigkeit, nur diejenigen Handwerke und Gewerbe zu preisen, welche etwas unmittelbar Nützliches hervorbringen, die dir Schutz und Kleider, Waffen und Brod, Obdach und Geräthschaften geben, und alles Andere als unnütze Kunst zu verschmähen, was höchstens nur um vorübergehendes Vergnügen zu verschaffen, und bloßes Werkzeug der Heppigkeit, Frucht der Uebersättigung zu sein scheint.

Durch die Beförderung der edlern Künste wird selbst die Religion und die Andacht der Sterblichen befördert. Haben dich nie Schauer stiller Ehrfurcht durchdrungen, wenn du durch die hohen, dämmernden Hallen eines Tempels wandeltest? Rief es dich nicht zur Verehrung des Allerhöchsten, wenn du den künstlichgezierten Hochaltar sahst, oder die Begebenheiten einer heiligen Vorwelt dich aus sinnvollen Gemälden anredeten? Beslügelte sich deine Andacht nicht, wenn die Macht wohl lautender Töne dich umrauschte, und die Himmel in ihnen zu dir niederzusteigen schienen? Hat sich beim Klange frommer Gefänge noch nie dein Auge mit Thränen der Rührung gefüllt? Siehe, das war die Gewalt der edlern Künste, welche dein Gemüth ergriff! Sie sind es, die zum Geist und zum Herzen sprechen, während andere Gewerbe nur deine gröbern Leibesbedürfnisse befriedigen; und da der Mensch, so lange er im Staube wallt, immerdar ein mit dem Sinnlichen engversflochtenes Wesen bleibt, ist es göttliche Stiftung, daß selbst der Zauber sinnlicher Schönheit Herz und Geist veredeln muß.

So mag das Streben nach äußerer Schönheit nicht nur dem Jünglinge und der Jungfrau, sondern selbst dem Manne und Greise, statt zum Tadel, zum Ruhm gerechnet werden. So mag dieses Streben ein Verdienst der wirthlichen Hausfrau heißen, welche über Alles, was sie umgibt, Anmuth, Gefälligkeit und Reiz zu verbreiten, und durch Verschönerung selbst den alltäglichsten Dingen neuen Werth zu geben sucht.

Es liegt tief in der menschlichen Natur, daß wir unwillkürlich sind und werden, wie das ist, was wir außer uns wahrnehmen. In reinlichen, ordnungsvollen Zimmern werden wir zu Allem geneigter sein, was anständig und edel ist; im Staub und Unrath des häuslichen Lebens sinkt auch unser Gemüth gleichsam von seiner Erhabenheit nieder, und vergeht sich leichter un-

reine, niedrige Gefühle. Die Schönheit des Weibes flößt selbst Barbaren Ehrfurcht, die Lieblichkeit eines Kindes selbst Fremdlingen Zuneigung ein. Eines Greises ehrwürdige Gestalt, seine eisgrauen, dünnen Haarlocken, erfüllen uns unwillkürlich mit stiller Achtung; so wie Unreinlichkeit und Mangel der Ordnung, wo wir sie erblicken, Ekel erregen. Wir malen uns das Verbrechen häßlich; des Lasterhaften Blicke finster, tückisch; die Züge der Verzweiflung verzerrt; das böse Gewissen mit düstern Geberden.

So sehr aber auch das Streben nach äußerer Schönheit allerdings mit Religiosität vereinbar ist, und dem Christen geziemt, kann es doch durch Uebertreibung eben sowohl zum großen Fehler werden, als Vernachlässigung wirklich ist.

Es wird zu Fehler, wenn der innere Werth der Dinge über den äußern Glanz versäumt wird; wenn das Hauswesen zwar mancherlei zeigt, was das Auge des Fremden blendet und Ueberfluß verkündigt, aber daneben oft das Nothwendige mangelt; wenn die Kleider Reichthum verrathen, aber Armuth sich hinter den Schmuck verbirgt; wenn im schön-gezierten Körper ein verdorbenes Herz schlägt, ein roher Geist wohnt. Da sind nur übertünchte Gräber, unter welchen Moder und Verwesung reißt. Nein, wie die Blume mit aller Pracht aus der eigenthümlichen Beschaffenheit ihrer Pflanze hervorgeht: so muß die wahre Schönheit des Menschen aus dem Wesen seiner Umgebungen aufblühen.

Das Streben nach äußerer Schönheit wird zum Fehler, sobald es des Menschen Hauptsache und vorherrschende Leidenschaft wird. Hier verkehrt sich das Wohlgefallen am Anmuthigen in prahlende Prachtsucht und Prunk; das natürliche Bemühen des Jünglings, zu gefallen, in geckenhafte Tändelei, in weibische Ziererei, die dem Manne seine eigenthümliche Schönheit, näm-

lich Würde, raubt; der Sinn der Jungfrau, durch Kunst den Reiz zu erhöhen, mit dem die Natur sie schmückte, in fade Puffsucht und Modesucht, wodurch sie weniger gefallen, als auffallen will.

Wie jede Tugend des Menschen sich in einer eigenthümlichen Art von Schönheit äußerlich entfaltet, so auch sein Laster. Man erkennt die Denkart der Leute an dem, wie sie sich äußerlich darstellen. Der rohe Mensch wird das Grobe, Starkauffallende, Bunte lieben; der Sanfte hingegen mildere Farben, ein bescheidenes Aeußeres, gewählte Einfachheit; die fittsame Jungfrau wird anständige Verhüllung, die schamlosere hingegen ekelhafte Entblößungen vorziehen; die Prachtsucht zeigt sich schimmernd, abstechend vor allen Andern in Geräth und Kleidern; die Bescheidenheit glänzt durch Einfach, Ordnung und Zweckmäßigkeit; sie blendet nicht das Auge, aber sie gewinnt, je näher man mit ihr vertraut wird. Die Sucht, Geräthe und Bekleidungen immer nach der neuesten Mode zu haben, deutet auf Veränderlichkeit des Gemüths, oder auf heimlichen Hochmuth, oder auf das allerdings beschämende Gefühl, daß unserm Innern der bessere Werth mangelt, wodurch wir Aufmerksamkeit und Wohlgefallen erregen können, daher wir unsere Zuflucht abwechselnd zu jenen äußern Hilfsmitteln nehmen, durch welche wir für einen Augenblick den Gedanken der Gesellschaft zu beschäftigen im Stande sind.

Mit Recht werden diese Entartungen des Schönheitsfinnes von Jedem getadelt; sie sind die Aushängeschilder nicht nur eines verdorbenen Geschmacks, sondern auch eines Gemüths, welches seinen wahren Adel eingebüßt hat. — Nur was den Tugenden der Seele am verwandtesten ist, das ist wahrhaft schön.

So wie sich die Gemüthsart der Sterblichen in demjenigen zu offenbaren pflegt, was sie für schön halten: so hat auch in sehr natürlicher Zurückwirkung die äußere Umgebung wichtigen

Einfluß auf die Gemüthsart. Es ist daher keineswegs gleichgültig, ob wir schon in der Jugend auf Bildung des guten Geschmacks Rücksicht nehmen, oder ihn vernachlässigen.

Der gute Geschmack äußert sich aber im Wohlgefallen an solcher Schönheit, welche entweder sinnlicher Ausdruck der Seelenschönheit ist, oder das Gemüth zur Liebe des Edlern und Vollkommnern stimmt.

Daher ist Reinlichkeit das erste Bedürfniß des Unmuthigen; sie mahnt uns unmerklich an Reinheit unserer Empfindungen. Daher ist Natürlichkeit die Hauptbedingung des Schönen, weil das Unnatürliche ein Widerspruch mit unsern Gefühlen und Vorstellungen ist, und unsere Verachtung sich an Alles heftet, was unwahr ist. Daher mißfällt uns das Gezierte und Erzwungene in der Benehmungsart gewisser Menschen, welche nicht in ihrer Wahrheit dastehen, sondern irgend eine Liebenswürdigkeit heucheln wollen, die ihnen in der That mangelt. Selten sind sie vermögend, das Wesen dessen, was ihnen fehlt, nachzuklinseln; immer erscheinen sie entweder mit Uebertreibung oder kindischer Unbehilflichkeit.

Ordnung ist die Seele des Schönen; es ist die Uebereinstimmung aller mannigfaltigen Theile zu irgend einem Ganzen; es ist eine gewisse Regelmäßigkeit, die dem Auge gefällt, und dem Verstande entspricht, auch wenn nicht immer ein bestimmter Zweck dabei mit Klarheit erkannt wird. Diese Ordnung und Regelmäßigkeit im Aeußern findet nie so vollkommen statt, wenn sie nicht auch im Gemüthe dessen mächtig herrscht, der sie außer sich will. Und wieder ihre Wahrnehmung in Geschäften, in Gebäuden, in häuslichen Geräthen, selbst in der Bekleidung, wirkt wohlthätig auf die Denkart desjenigen zurück, der sie mit Vergnügen bei Andern wahrnimmt. Denn der Trieb der Nachahmung ist in der menschlichen Natur so tief eingewur-

zelt, und die Art und Beschaffenheit äußerer Umgebungen wirkt so lebhaft auf den Beobachtenden ein, daß es oft nichts weiter bedarf, als einen verwilderten, unordentlichen, nachlässigen Menschen in Verhältnisse zu setzen, wo er überall Genauigkeit und Regelmäßigkeit um sich her erblickt, um ihn selbst zum Freunde derselben in seinem Hauswesen zu machen.

Es ist aber keine Ordnung ohne Einfalt. Schönheit selbst ist die höchste Einfalt, das heißt, Verbindung aller Theile zu einem Ganzen auf so innige Weise, daß davon nichts genommen werden kann, ohne das Ganze zu vernichten; Entbehrung und Verbannung alles Ueberflüssigen, das nicht zur Sache gehört; Uebereinstimmung des Ganzen zum Hauptzweck, oder mit der eigenthümlichen Denkart des Menschen. Die höchste Einfalt ist die vollste Wahrheit, die treueste Natur.

Und das Einfache trägt jederzeit das Gepräge des Edeln. Darum erscheinen uns die Schöpfungen Gottes so erhaben, weil in ihnen alle Theile im engen Verbande zum großen Ganzen stehen, und nichts darin entbehrt werden kann, ohne die Harmonie des Gesammten zu vernichten. Ueberall herrscht hier, selbst in dem unermesslichen Reichthum der Dinge, Entfernung alles Ueberflüssigen, das Gesetz strenger Sparsamkeit; die Natur erreicht immer ihre außerordentlichsten Zwecke durch die geringsten, einfachsten Mittel.

Es gibt keine wahre Schönheit, ohne daß sie nicht das Wesen des Edeln darstellt. Selbst das Anmuthige im Kleinen gefällt durch die Reinheit seiner Formen und Farben und erhält dadurch einen gewissen Adel.

Und was ist das Edle und Erhabene in der Natur, wie in den Werken menschlicher Kunst, als eine sinnliche Abspiegelung des Guten, des Tugendlichen und Begeisternden im Gemüthe selbst? — Darum nennen wir die Lehre des Christenthums er-

haben, und ihre Aeußerungen schön, weil sie für den Geist das Vollendetste, das Wahrste sind, harmonisch mit allen Ordnungen der Natur, innigst verwandt mit der Glückseligkeit der Sterblichen, im Einklang mit dem Hiersein, wie mit der Ewigkeit.

Gott, Schöpfer des Schönen, Dich selbst verherrlichend in namenloser Anmuth und Erhabenheit Deiner Werke! auch ich, nie gleichgültig gegen die Reize der Natur, will das Schöne lieben, weil es im Irdischen dasjenige ist, was mit den Forderungen meines Geistes am lebhaftesten übereinstimmt. — Ich will es in meinem häuslichen Leben über alle Gegenstände zu verbreiten suchen, nicht nur für das flüchtige Vergnügen des Auges, sondern mich, wie im Sittlichen, auch im Irdischen jederzeit an das Edlere und Würdigere zu gewöhnen. Aber indem ich dem Aeußerlich-Schönen nachstrebe, sei es kein anderes, als das Wiederstrahlen höherer Seelenschönheit in den Dingen, die mich umgeben. Es leuchte in der Einfalt meiner Sitten die stille Einfalt meines Gemüthes, in der Ordnung meines Hauses und häuslichen Lebens die Ordnungsliebe und richtige Denkart und Klarheit meines Geistes; in dem bescheidenen Schmuck und in der Anmuth meiner Umgebungen die Güte und Gefälligkeit meines Herzens.

Der Lasterhafte ist zugleich ohne Gefühl für das Schöne. Er hat keinen Maßstab, mit welchem er den Werth der Dinge mißt, als seinen Vortheil, seine Selbstsucht. Ohne eigene Erhabenheit der Seele ist er unfähig, Gott, das Erhabene in Deinen Wundern, das Edle in den Werken der Kunst, das Große und Göttliche in menschlichen Thaten zu bewundern. Ehrsucht, Golddurst und Hang zu thierischem Sinnenkitzel stumpfen jedes bessere Gefühl in ihm ab. Er kann noch Pracht lieben, weil er voll thörichtesten Stolzes ist; üppige Verzierung, weil ihm der Sinn für Einfalt und Wahrheit und Schamhaftigkeit fehlt; er kann das Ge-

zierte und Erzwungene schätzen, weil er in seiner schleierlosen Natürlichkeit Andern und sich selbst ekelhaft sein würde; er kann das Neue und den Wechsel lieben, weil er für die Gesetze des Ewigschönen ohne Gedanken ist.

Gott, Schöpfer, die prachtvolle, erhabene Natur ist der Schleier der Schönheit, welchen Du um Dein heiliges Wesen geworfen hast; so sei auch, was mich umgibt, der Wiederglanz stiller Seelenschönheit. Amen.

25.

Vorsicht in der Wahl der Freunde.

Sirach 6, 16.

Der Freund theilt Alles, Lust und Leid,
In inniger Vertraulichkeit;
Und Jedes Zärtlichkeit versüßt
Dem Andern, was ihm schmerzlich ist.

Und schiebe Gott auch Freund von Freund,
Die Herzen bleiben doch vereint
Durch treue Liebe, treuen Rath,
Und, wo wir können, durch die That.

Vollenden wir den Pilgerlauf,
So nimmt uns dann ein Himmel auf;
Unendlich ist die Seligkeit,
Die treue Seelen dort erfreut.

Unter guten, gefühlvollen Menschen hört man oft die leise Klage über den Mangel an wahrer Freundschaft, und selbst über den Mangel des Sinns für dieselbe. Wie? sind nicht der Beispiele treuer Freundschaft genug zu finden, sowohl im Alterthum, als in neuern Zeiten? Haben nicht alle Menschen mehr oder weniger